Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 112 (2016)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

CHRISTOPH BAREITHER: Gewalt im Computerspiel. Facetten eines Vergnügens. Bielefeld: Transcript, 2016 (Kultur und soziale Praxis), 368 S.

Die interdisziplinäre Forschung rund um Computerspiele boomt und fördert unterschiedlichste Untersuchungen zu Spielen, SpielerInnen und ihren Praxen zu Tage. Wirft man einen Blick auf Publikationen, die ihren Fokus auf «gewalthaltige» Spiele (bspw. die sogenannten «Killerspiele») richten, stösst man nicht selten auf wertende Studien, die es sich zur Aufgabe machen, auf das gefährliche Potenzial dieser Medienprodukte hinzuweisen – dies mit unterschiedlich legitimen Herleitungen und Begründungen. Hier setzt die vorliegende Studie an, bei der es sich um Christoph Bareithers Dissertation handelt, die 2015 an der Universität Tübingen im Fachbereich Empirische Kulturwissenschaft angenommen wurde. Zu selten – so Bareither – wird im Diskurs zur Computerspielgewalt danach gefragt, «was genau das Vergnügen von Millionen von Spielern an dieser Tätigkeit ausmacht» (S. 9), und genau diese Leerstelle will Bareither mit seiner Studie schliessen. Diese gliedert sich in sieben Hauptkapitel. Auf die Einleitung (S. 7–14) folgt das Kapitel «Theorie und Methode» (S. 15–92), in dem der Autor sein Verständnis der verwendeten Hauptbegriffe und Konzepte herleitet sowie sein methodisches Vorgehen nachvollziehbar darlegt. Hernach folgen vier thematische Kapitel (S. 93–320), in denen Bareither den vorgefundenen emotionalen Facettenreichtum rund um das Vergnügen an Computerspielgewalt ausbreitet. Den Abschluss bilden eine prägnante Zusammenfassung und ein Ausblick (S. 321–332).

Ziel der Studie ist es, die im Untertitel genannten «Facetten eines Vergnügens» mit und an Computerspielgewalt – oder ludisch-virtueller Gewalt – zu erkunden und aufzufächern. Bareither will ergründen, «[...] *wie* Spieler dieses Vergnügen in seinen verschiedenen Facetten gestalten und erleben» (S. 9). Er stellt klar, dass er keine Generalisierungen und Wertungen vornehmen wird, denn «[d]ie Studie zielt insgesamt nicht auf eine *repräsentative*, sondern auf eine *explorative* Erfassung der mit Computerspielgewalt machbaren emotionalen Erfahrungen» (S. 91). Durch das Sammeln und Darstellen dieser emotionalen Erfahrungsfacetten möchte er «das Verstehen ihrer Vielfältigkeit, Komplexität, Relationalität und Relevanz für die Akteure» (S. 34) fördern.

Als Ankerpunkte dienen ihm hierzu v.a. Konzepte zum Vergnügen, zur Gewalt und zum *doing emotion*. Vergnügen versteht er «als ein Geflecht aus Praktiken» (S. 18) sowie als «Prozess des Hervorbringens, Gestaltens und Kommunizierens von Gefühlen und Emotionen» (S. 26). Nicht zuletzt um die Anschlussfähigkeit an andere Studien zu gewährleisten, wählt er den Gewaltbegriff und bedient sich nicht etwa des unvorbelasteteren Actionbegriffs. Die Computerspielgewalt wird somit bewusst zum Hauptankerpunkt, von dem immer dann gesprochen wird, «wenn audiovisuell eine absichtsvolle physische Schädigung von Menschen, Tieren oder Sachen repräsentiert wird und mindestens ein menschlicher Akteur mit diesen Repräsentationen spielt» (S. 51).

Um nun diese Facetten des Vergnügens aufzufinden, nutzt Bareither verschiedene Methoden und Quellen. Die teilnehmende Beobachtung stellt die Leitmethode der Studie dar, mit der er Spielprozesse online und offline untersucht. Als «Erkundungsräume» für die online durchgeführte teilnehmende Beobachtung dienten ihm v.a. der Online-Survival-Shooter *DayZ* sowie das Massively Multiplayer Online Role-Playing Game *The Elder Scrolls Online* (*TESO*), in denen er sich jeweils einer Gruppe von Spielern anschloss und so aktiv an den gemeinsamen Spielprozessen teilnahm. Durch die Kommunikationssoftware *TeamSpeak* trat er auch verbal in Kontakt mit den Spielern, wobei er seine Rolle als Forscher stets transparent machte und dies auch kritisch reflektierte. Im Untersuchungszeitraum von August 2012 bis Oktober 2014 generierte er so 1'200 Stunden reine Teilnahmezeit, die ihm auch nützliche autoethnographische Einblicke verschaffte. 37 seiner regelmässigen Vielspieler-MitspielerInnen konnte er zudem für leitfadengestützte, online durchgeführte (Gruppen-)Interviews gewinnen. Es sei angemerkt, dass lediglich drei Interviews mit Spielerinnen geführt werden konnten, da es sich gerade bei Spielen wie *DayZ* – so Bareither – um männliche Domänen handelt (S. 323). Daneben untersuchte der Autor sogenannte *Let's Play*-Videos (sowie die zugehörigen Kommentare von NutzerInnen). Diese stellen ein populäres *YouTube*-Genre dar, in welchem SpielerInnen ihr Spiel (das Geschehen auf dem Bildschirm, das durch gesprochene Kommentare begleitet und zuweilen durch eine Facecam-Aufnahme ergänzt wird) aufzeichnen, online veröffentlichen und von anderen NutzerInnen kommentieren lassen können. Um seine Studie mit einer historischen Komponente anzureichern, führte er zudem eine Untersuchung von

Testberichten und Artikeln in Computerspielzeitschriften durch, die zwischen 1983 und 2014 erschienen.

Durch die Nutzung dieser verschiedenen methodischen Zugänge und Quellen fördert der Autor eine beeindrucke Fülle an Facetten zu Tage. In den thematischen Kapiteln findet eine «Rundfahrt» durch die breite Palette an Emotionen und Praxen statt, die mit Computerspielgewalt verschränkt sein können, von denen hier jedoch nur wenige sachte gestreift werden können. So werden etwa die unterschiedlichen Potenziale des Vergnügens von geglückten und imposanten Angriffen sowie damit verbundenen kommunizierenden Emotionspraktiken und sozialen Gruppenfunktionen erläutert. Ausrufe wie «Bäm!» oder «Headshot!» werden so zur emotionalen Verbalisierung von Freude und Stolz über das eigene Können, Geschick und audiovisuelle Effekte. U.a. zeigt Bareither im Weiteren die vielfältigen emotionalen Verflechtungen von kompetitiven und/oder kooperativen Aspekte des Vergnügens an der ludisch-virtuellen Gewalt und gewährt Einblick in *E-Sports* sowie die vielfältigen erlebten Gruppenprozesse in *DayZ* und *TESO*. Er stösst auf interessante Praxen, wie das Schenken oder das Helfen in der Not, aber auch das Sanktionieren oder kommunikative Herstellen von Feindbildern, die vereinfacht ausgedrückt dem Zusammenhalt der Gruppe dienen und immer wieder auf Aspekte des Vergnügens an Computerspielgewalt zurückzuführen sind. Nicht nur die Ausübung von ludisch-virtueller Gewalt, sondern auch deren Widerfahrnis werden beleuchtet, und der Autor zeigt, dass auch ausgelöste Irritation, Frustration, Trauer oder Wut als Aspekte des Vergnügungs-Spektrums gedeutet werden können. Auch Mitleid und Schuld können durch Akte der Gewalt ausgelöst werden und das Emotions- und Erfahrungsspektrum von SpielerInnen erweitern, indem sie bspw. «ungewohntes Fühlen erlauben» (S. 295) und in manchen Fällen «Prozesse der kritischen Reflexion (über physische Gewalt im Allgemeinen oder auch den spielerischen Umgang mit ihren Repräsentationen)» anregen (S. 328). Die mannigfachen Ausführungen lassen sich mit den Worten eines *Let's Play*-Spielers zusammenfassen: «Emotion pur hier!» (S. 271).

Beeindruckend verbindet Bareither die aus verschiedenen Quellen gebündelten Materialien und reiht sie zu einem nachvollziehbaren, unterhaltsamen und kritisch reflektierten analytischen Rundgang. Der rote Faden bleibt stets sichtbar, wird durch regelmässige Unterfragen gestützt, Begriffe, Sachverhalte und Praxen aus der Welt der ComputerspielerInnen werden stets in sinnvollem Mass erläutert, sodass sich LeserInnen mit unterschiedlichem Vorwissen aufgehoben fühlen können. Mit seiner interessanten, illustrativen und abwechslungsreichen Studie ermöglicht Bareither LeserInnen vielfältige Einblicke in die ludisch-virtuelle Alltagswelt von SpielerInnen und die mannigfachen emotionalen Potenziale des Vergnügens, die mit Computerspielgewalt verwoben sind. Besonders hervorgehoben sei, dass er SpielerInnen immer wieder selbst zu Wort kommen und so Stellung beziehen lässt. Erfreulich sind auch die bereichernden Schilderungen aus der autoethnographischen Untersuchung sowie der Umstand, dass gewisse im Text behandelte *YouTube*-Videos als empfohlene Beispiele markiert werden, denn diese ermöglichen es LeserInnern, aus erster Hand die beschriebenen Facetten des Vergnügens als ZuschauerInnen zu beobachten und zu erleben. Die vorgefundene Vielfalt an Aspekten rund um das Ausführen und Erleben von ludisch-virtueller Gewalt untermauern gleichzeitig das Credo der Studie, sich Generalisierungen zu enthalten und durch explorative Forschung und die nachvollziehbare Präsentation der Ergebnisse das Verstehen zu fördern. In diesem Sinne kann diese Publikation nur wärmstens empfohlen werden. Sie stellt für KennerInnen wie auch «TouristInnen» dieses Forschungsbereichs eine lohnenswerte Lektüre dar, die gerade durch die methodische Vielfalt, das Aufzeigen des Facettenreichtums aus und am Material sowie den Verzicht auf Wertungen überzeugt. Man kann hoffen, dass in Zukunft noch weitere Studien dieser Façon entstehen, die ein reflektiertes Verstehen von Spielen, SpielerInnen und deren Praxen ermöglichen.

Tamara Werner

Bischoff, Christine: Blickregime der Migration. Images und Imaginationen des Fremden in Schweizer Printmedien. (Internationale Hochschulschriften 633). Münster: Waxmann, 2016, 323 S., Ill.

Mit *Blickregime der Migration* schloss Christine Bischoff 2012 ihre Promotion an der Universität Basel ab. Sie untersucht darin Foto-Text-Artikel zum Thema Migration aus fünf überregionalen Deutschschweizer Printmedien aus den Jahren 1970, 1994 und 2004 – Jahre, in denen in der Schweiz über Vorlagen abgestimmt wurde, die die Migrationspolitik der Schweiz zentral betrafen. Anhand dieses Quellenmaterials fragt Bischoff, «mit welchen unterschiedlichen Repräsentationsstrategien und -praxen im medialen Alltag Fremdheitsdiskurse in Bezug auf Migrationsprozesse in der Schweiz geführt werden, auf welche Konzepte von Fremdheit und Ethnizität dabei zurückgegriffen wird»

(S. 13) und welche Veränderungen und Kontinuitäten sich diesbezüglich im Untersuchungszeitraum feststellen lassen.

Ihre Methodik beschreibt Bischoff als «diskursive Ethnografie» (Kapitel 2), die sie durch ein vierstufiges Verfahren operationalisierte: *Close Reading* und *Close Viewing* ausgewählter Foto-Text-Artikel, Bildanalyse mit Hilfe einer «Kritischen Ikonologie», «Topik-Analyse» sowie Experteninterviews mit drei Medienproduzierenden (einem Textredakteur, einer Bildredakteurin sowie einer Fotografin), bei denen es nicht nur um Praktiken und Selbstverständnisse der Medienschaffenden ging, sondern in denen Bischoff den ExpertInnen auch ausgewählte Foto-Text-Artikel aus ihrem Quellenmaterial vorlegte und sie diese kommentieren liess.

Ausführlich erörtert Bischoff in Kapitel 2 auch die Rolle und die Bedeutung von (Print-)Medienerzeugnissen im Migrationsdiskurs: Die Medienproduzierenden seien in Ordnungsstrukturen und Denkschemata eingebunden, würden durch ihre Produkte aber auch selbst zur Veränderung des Sag- und Zeigbaren beitragen und seien daher «als Schnittstellen zu begreifen zwischen diskursiver und ausserdiskursiver Macht» (S. 27). Die Medien würden dadurch eine Bandbreite möglicher Wahrnehmungs- und Umgangsweisen mit Migration vermitteln und den Rezipierenden somit «für ihre alltägliche Lebenswelt ein Begriffs-, Bild- und Bedeutungsrepertoire zur Verfügung [stellen], mit dem diese ihre Lebenswelt ordnen und deuten und in erzähl- und zeigbare Formen bringen können» (S. 54). Das Verhältnis zwischen Medienproduzierenden, -produkten und -rezipierenden sei dabei von Reziprozität geprägt. Mit diesen Ausführungen verortet Bischoff ihr Quellenmaterial und somit den Aussagewert ihrer Erkenntnisse und letztlich auch die Relevanz ihrer eigenen Untersuchung sehr präzise, sie bekommen durch die vielen Redundanzen jedoch einen etwas rechtfertigenden Charakter.

Die Erkenntnisse aus der Datenanalyse legt Bischoff in drei Kapiteln dar. Zuerst (Kapitel 3) analysiert sie die fünf untersuchten Printmedienerzeugnisse. Für jedes Medium nimmt Bischoff eine politisch-weltanschauliche Einordnung des Blattes und dessen Leserschaft vor, beschreibt die allgemeine Aufmachung sowie die Berichterstattung der Zeitung über Migrationsthemen in Text und Bild und deren Entwicklung im betrachteten Untersuchungszeitraum. Für alle untersuchten Printmedien destilliert sie dabei ein Schlagwort heraus, das die Rolle charakterisiert, die das jeweilige Medium in Bezug auf Migrationsthemen grundsätzlich einzunehmen versucht: der *Tagesanzeiger* als «distanzierter Aufklärer», das *Tagesanzeiger-Magazin* als «ethnografischer Ästhet», der *Blick* als «Zentralorgan des ‹gesunden Volksempfindens›», der *SonntagsBlick* als «bunter Unterhalter» und die *Weltwoche* als «(neo-)liberaler Global Player».

Im nächsten Resultate-Kapitel (Kapitel 4) erläutert Bischoff die verschiedenen Topoi, die sie aus den untersuchten Artikeln herausgearbeitet hat: Etablierte-Aussenseiter-Topos, Dramatisierungstopos, Kosten-Nutzen-Topos, Eine-Welt-Topos, Homogenitätstopos und Traditionstopos. Diese Topoi bildeten ein Reservoir von «sprachlichen und visuellen Urformeln, konventionellen Gemeinplätzen und vorgeprägten Wendungen» (S. 103), auf das die Medienschaffenden zurückgreifen könnten, um für ihre Geschichten Plausibilität zu generieren. Viele mediale Argumentationsmuster – das zeigt Bischoffs nähere Betrachtung dieser Topoi – lassen sich nicht eindeutig der Pro- oder Kontra-Seite zuordnen. So werden etwa Migranten gerne mit Tradition in Verbindung gebracht (Traditionstopos), was sowohl eine positive (familienverbunden, traditionsbewusst) wie auch eine negative (rückständig, mafiös) Konnotation haben kann. Diese Ambivalenz widerspiegelt sich dann etwa in Darstellungen, in denen Migranten vordergründig positiv als Retter unserer Sozialwerke erscheinen, bei denen aber dadurch zugleich immer auch auf die «Vorstellung traditioneller (kinderreicher) Migrantenfamilien und Geschlechterbilder mit streng patriarchalen Strukturen» (S. 196) rekurriert wird, die die Medien an anderer Stelle gerne problematisieren.

Das letzte Resultate-Kapitel (Kapitel 5) ist verschiedenen «Ikonen des Fremden» gewidmet, die Bischoff aus ihrem Material herausgeschält hat: «dunkle Schönheiten», «postmoderne hybride Künstler», «Schurken», «verschleierte Frauen» und die «Raser vom Balkan». Solche Ikonen mit hohem Wiedererkennungswert lassen – ebenso wie die Topoi – sowohl bei Medienproduzierenden wie -rezipierenden einen Wirklichkeitsanspruch entstehen. Auch hier sind jene Passagen besonders erhellend, in denen es Bischoff gelingt, die Ambivalenzen medialer Darstellungen von Migration deutlich zu machen: Anhand von Foto-Text-Artikeln zur Miss-Schweiz-Wahl 2004, an der viele Doppelbürgerinnen sowie eine nicht weisse Frau zum Kandidatinnen-Kreis gehörten, zeigt sie bspw. auf, welche medialen Irritationen diese zunehmend «kreolisierte Schweiz» (S. 217) auslöste und wie die Medien sich in einem solchen Umfeld, in dem die Zuordnungen «fremd» und «eigen» nicht mehr eindeutig funktionieren, zu verhalten suchten. Dabei seien in der Berichterstattung brüchige, inkohärente, nichtlineare «Dazwischen-Erzählungen» durchaus präsent gewesen, wie Bischoff fest-

stellt, gleichzeitig zeigten sich die Medien «in ihrem Streben nach alltagstauglicher Einfachheit davon aber auch überfordert. Sie reagieren in ihren Bildern und Texten mit einer Mischung aus ‹politischer Korrektheit› und mehr oder weniger verdeckten Rassismen und Sexismen» (S. 203). Teilweise sind solche Zwei- und Uneindeutigkeiten auch auf widersprüchliche, nicht kongruente Aussagen, die von Text und Bildern ausgehen, zurückzuführen, wie Bischoff exemplarisch an einem Bericht über einen «Raser vom Balkan» verdeutlicht (S. 266–267) und damit zugleich klar macht, wie wichtig eine komplementäre und gleichberechtigte Betrachtung von Texten und Bildern ist, die Bilder als eigenständige, argumentative, journalistische Elemente ernst nimmt.

In ihrem Fazit (Kapitel 6) kommt Bischoff zum Schluss, dass die untersuchten Foto-Text-Artikel «in erster Linie einen Prozess der Entstehung von Ethnizität [...] in Gang» setzen würden (S. 287), indem Ethnizität als Erklärungskategorie auch dort gebraucht werde, wo es eigentlich viel eher – so die Einschätzung Bischoffs und auch der befragten Medienschaffenden – um strukturelle oder soziale Probleme gehe. Auf der Grundlage des Paradigmas der kulturellen Differenz würden in der medialen Berichterstattung «bestimmte Gruppen [...] in Form von ethnischen Figurationen visuell-narrativ sichtbar und identifizierbar gemacht» (S. 287), was dazu beitrage, dass Migranten «als eigenständige soziale Kategorie – und zwar in erster Linie als eine Problem- und Sonderkategorie – betrachtet werden» (S. 287).

Bischoffs Studie ist besonders dort überzeugend, wo es ihr durch das Herausarbeiten von Ambivalenzen in den medialen Darstellungspraxen von Migration und insbesondere auch mit Hilfe von Zitaten aus den drei Experteninterviews gelingt, die Schwierigkeiten aufzuzeigen, mit denen sich Medienproduzierende in der heutigen Zeit bei der Berichterstattung über Migrationsthemen konfrontiert sehen. Dadurch schafft sie es, die Medienproduzierenden und ihre Produkte, die unter spezifischen «Produktionsbedingungen» entstehen, ernst zu nehmen, ohne dabei jedoch wohlwollend zu wirken – ihr Blick bleibt kritisch, dabei aber stets konstruktiv. So formuliert sie denn auch im Fazit-Kapitel (mehr oder weniger praktische resp. abstrakte) Vorschläge an Bild- und Textredaktionen zur Überwindung des gegenwärtig in den Printmedien vorherrschenden, ethnisierenden Blicks auf «Fremdes». Es bleibt daher zu hoffen, dass Bischoffs Studie über den engeren kulturanthropologischen Fachkreis hinaus insbesondere auch von Medienproduzierenden gelesen wird, zumal Bischoff im Verlaufe des Buches die interviewten Medienproduzierenden sich immer wieder kritisch zu Ratschlägen aus der Wissenschaft äussern lässt und sie damit für einen offenen Austausch und gegenseitiges Zuhören und Voneinander-Lernen plädiert. *Elisa Frank*

Blatter, Michael/Valentin Groebner: Wilhelm Tell. Import – Export. Ein Held unterwegs. Baden: Hier und Jetzt 2016, 149 S., Ill.

2014, anlässlich der Eröffnung der Ausstellung im Schweizerischen Nationalmuseum in Zürich, an der das Weisse Buch von Sarnen einer breiten Öffentlichkeit feierlich vorgestellt wurde, verfassten die beiden Autoren Michael Blatter und Valentin Groebner eine Einführung, in der sie auf die Geschichte des Manuskripts und seine Wirkung eingingen. Sozusagen nebenbei wird darin auch Wilhelm Tell erwähnt: Dieses Kopialbuch von 1470, von Gerold Meyer von Knonau, Staatsarchivar des Kantons Zürich 1854 wiederentdeckt, enthält den ältesten Beleg zu Tell in einer eidgenössischen Quelle! Der Text der beiden Historiker erregte viel Aufmerksamkeit, und so beschlossen sie, den Essay auszuarbeiten und 2016 zu publizieren. Das schmale Büchlein von knapp 150 Seiten kommt leichtfüssig, umgangssprachlich, in kurze Kapitel unterteilt daher. Die Nähe zur mündlichen Erzählung ist bewusst, die Geschichte von Wilhelm Tell wird gut erzählt. Zudem schmückt eine tänzerische Federzeichnung Einband und Innendeckel. Hübsch präsentiert, nimmt das Buch die Schwellenangst vor der Frühgeschichte der Schweiz. In Wirklichkeit bergen die Deckel eine komplizierte, wissenschaftlich aufgearbeitete Darstellung vom Ursprung der Eidgenossenschaft sowie ein Stück zum Teil sehr unbequeme Schweizer Geschichte bis heute.

Der Essay arbeitet heraus, dass Wilhelm Tell nicht zufällig Eingang ins Kopialbuch des Schreibers Hans Schriber oder Schreiber fand. (Der Name kennt beide Varianten und ist wohl von der Berufsbezeichnung zum Nachnamen geworden.) 1468 gerieten die Urkantone durch Österreich in Reichsacht und mussten ihre verbrieften Freiheiten belegen. Obwalden aber hatte keine Dokumente, die seine Reichsunmittelbarkeit bezeugten. Als Kanzlist hatte Hans Schriber sowohl die Verantwortung als auch die Möglichkeit, die Rechtslage optimal darzustellen. Er kopierte in das neu angelegte Buch alle alten Verträge, Bündnisse, Vergleiche, und der Bericht vom Tellen sollte wohl die Bösartigkeit der habsburgischen Vögte zeigen. 1474 wurde die Reichsacht gegen die Eidgenossenschaft

in Innsbruck tatsächlich aufgehoben. Wahrscheinlich war das gemeinsame Bündnis gegen Burgund realpolitisch das Gebot der Stunde.

In Wirklichkeit ist die Geschichte vom Apfelschuss international. Eine persische (Ur-) Variante (um 1177) erreichte Ende des 12. Jahrhunderts Dänemark und wurde von Saxo Grammaticus am Bischofshof von Roskilde aufgeschrieben. Wilhelm Tell als Wandermärchen? Die beiden Historiker verfolgen die Gestalt von Thäll, später Wilhelm Tell, durch die Jahrhunderte bis heute. Das ist eine äusserst spannende Geschichte der Schweizer Chroniken und Dramatisierungen, ihrer Zeitbedingtheit und ihrer Instrumentalisierung durch den Adel bzw. durch aufständische Bauern im In- und Ausland. Dabei kommt das Pensionenwesen, das die Schweizer Geschichte bis 1798 nachhaltig prägte, ausführlich zur Sprache. Tell erscheint bald als Retter, so wie ihn Friedrich Schiller 1804 darstellt, bald als Rebell und Killer. Tell ist Opfer und Täter zugleich. In der Zwiespältigkeit der Figur liegt ihre Faszination.

Zum Schluss seien mir einige Gedanken erlaubt. Der standesbewusste Glarner Landammann Aegidius Tschudi (1505–1572) sah in Tell keinen Helden, sondern einen Unruhestifter. Er karikierte ihn in seinem «Chronicon Helveticum» (gedruckt 1734–1736) mit einer Federzeichnung im Kostüm der Schweizer Gardisten. Das entsprach zwar dem Kleiderstil der Renaissance, rückt Tell aber doch in die Nähe des Söldnerwesens. Umgekehrt verdanken wir Friedrich Schiller ein Nationaldrama, dessen mythischer Charakter wesentlich zum Zusammengehörigkeitsgefühl der heutigen Schweiz beiträgt, wie Peter von Matt wiederholt erklärt. Kurz, Wilhelm Tell ist keine historisch bezeugte Person, sondern eine literarische Fiktion mit höchst realer historischer Wirkung. Denn er war und ist eine Identifikationsfigur für ganz unterschiedliche Anliegen. Man darf ihm ein langes Leben prophezeien. *Paula Küng-Hefti*

FINKE, PETER: Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien. Mit einem Nachwort von Ervin Laszlo. München: Oekom Verlag, 2014, 239 S., Ill.
FINKE, PETER (Hg.): Freie Bürger, freie Forschung. Die Wissenschaft verlässt den Elfenbeinturm. München: Oekom Verlag, 2015, 220 S., Ill.

Das Schlagwort «Citizen Science» ist in den 1990er-Jahren populär geworden, seit einem Jahrzehnt auch im deutschsprachigen Raum verbreitet und gegenwärtig in aller Munde: 2015 beispielsweise veröffentlichte die Stiftung *Science et Cité* einen Bericht über Citizen Science in der Schweiz, widmete sich der Schweizer Jahreskongress für Wissenschaftskommunikation (*ScienceComm*) dem Thema und fand in Zürich ein von den Universitäten Zürich und Genf sowie der ETH Zürich organisiertes internationales Symposium dazu statt. Das mit diesem Schlagwort beschriebene Phänomen ist freilich schon älter und hängt genuin mit der Professionalisierung der Wissenschaft im 19. Jahrhundert zusammen: Gemeint ist die Beteiligung von Amateuren, Autodidakten und Laien an der Wissenschaft. Dabei kann es sich um selbständige ausseruniversitäre Forschung handeln – wie etwa jene des Baselbieter Volkskundlers Eduard Strübin, des «Wetterfroschs» Mario Slongo oder des Solothurner Wildbienenforschers Felix Amiet, die für ihre wissenschaftlichen Verdienste alle mit einem Ehrendoktorat ausgezeichnet wurden –, aber auch um internationale Grossprojekte wie dem seit 1900 jährlich durchgeführten *Christmas Bird Count* oder dem 2007 ins Leben gerufenen *Galaxy Zoo*, an dem sich bereits Hunderttausende von Freiwilligen beteiligt haben. Kürzlich haben Effy Vayena und John Tasioulas gar ein «Menschenrecht auf Citizen Science» postuliert.

Der 1942 geborene Wissenschaftstheoretiker Peter Finke, während mehr als zwei Jahrzehnten Professor an der Universität Bielefeld und aus Protest gegen die Bologna-Reform vorzeitig in den Ruhestand getreten, hat 2014 mit *Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien* eines der ersten deutschsprachigen Bücher zum Thema vorgelegt. Es versteht sich als «erste Einführung in die Ideenwelt von Citizen Science» (Schutzumschlag) und will «Citizen Science unvoreingenommen deskriptiv beschreiben» (Anm. 110). Allerdings ist der Autor nicht nur Wissenschaftstheoretiker, sondern auch langjähriger Hobby-Aquarianer (und Mitautor eines Buches über Prachtguramis, eine südostasiatische Fischart), Leitungsmitglied des Naturwissenschaftlichen Vereins Bielefeld und Mitgründer der Vereinigung für Ökologische Ökonomie – also sowohl Analyst als auch Aktivist der Citizen-Science-Bewegung. Damit entspricht er selbst zwar dem Idealbild des Citizen Scientist, das er in seinem Buch entwirft; der Objektivität und Stringenz seiner Analyse ist es aber, wie wir sehen werden, nicht unbedingt zuträglich.

Für Finke gibt es keine Alternative zur Wissenschaft als «Typus rationaler Problembewältigung» und «kulturelles Erfolgsmodell» (S. 21, 209). An der heutigen Wissenschaft zu kritisieren seien aber

die extreme disziplinäre Spezialisierung, die einer «Fraktionierung» des Wissens und «Partitionierung» der Wissenschaft Vorschub leiste (S. 75), ferner die zunehmende Institutionalisierung, Bürokratisierung und Ökonomisierung, die die Freiheit der Forschung gefährdeten, und schliesslich das auf die professionelle Wissenschaft verengte, überhöhte Wissenschaftsbild, das mit einer Unterschätzung, ja Missachtung des Wissens der Laien einhergehe. Finke bezieht sich hier auf Paul Feyerabend, dem er sein Buch in «Erinnerung und Protest zugleich» widmet (S. 4). Dessen Fundamentalkritik an der Wissenschaft und an der angeblich «westlichen» Rationalität lehnt er jedoch – da deutlich zu weit gehend und «misslungen» – ab (S. 20). Als Korrektiv für die kritisierten Entwicklungen in der professionellen Wissenschaft plädiert Finke für eine starke Laien- und Bürgerwissenschaft, eine ehrenamtlich betriebene «Wissenschaft im Alltags- und Lebenskontext» (S. 40): Citizen Science.

Der Autor betont die Einheit der Wissenschaft und schreibt diesen Begriff deshalb konsequent in der Einzahl: Citizen Science sei keineswegs «die kleine, noch unreife, vielleicht sogar illegitime, irgendwie unwissenschaftliche arme Schwester der Wissenschaft» (S. 69), sondern ein ebenso wichtiger Teil davon wie Professional Science. Mittels gezeichneter und sprachlicher Metaphern, die zugleich die vier Teile der Monographie strukturieren, vergleicht Finke die Wissenschaft mit einer Expedition, einem Apfelbaum, einem Gebäude und einer Pyramide, wobei Citizen Science der Reihe nach das Basislager der Wissenschaft, die bodennahen Sprossen der für die Apfelernte angelehnten Methoden- und Erkenntnisleiter, die unteren Stockwerke des Wissenschaftsgebäudes und die Fundierung der Wissenschaft in der (Wissens-)Gesellschaft bildet.

Als Stärken von Citizen Science sieht Finke deren institutionelle und ökonomische Unabhängigkeit – und damit Freiheit –, ihre inhaltliche, methodische und theoretische Offenheit, die Fokussierung auf lebensnahe Themen und die Entwicklung von gesellschaftsrelevantem Zusammenhangswissen; als Schwächen die fehlende Qualitätskontrolle und die geringe Eignung für komplexe, abstrakte, theoretische oder in technischer Hinsicht aufwendige Forschungsfelder. Unterschieden wird zwischen «Citizen Science proper» als selbständige wissenschaftliche Laienforschung auf der einen Seite und «Citizen Science light» als Mitarbeit von Freiwilligen in grossen akademischen Crowd-Sourcing-Projekten auf der anderen Seite. Bereits diese Begriffswahl macht deutlich, dass der Autor der zweiten Ausprägung, bei der die Öffentlichkeit «gewissermassen als Hilfspersonal» eingesetzt wird (S. 41) und der professionellen Wissenschaft lediglich zuarbeitet, eher kritisch gegenübersteht und eine «formale und inhaltliche Verengung, ja Aushöhlung des Citizen[-]Science-Begriffs» befürchtet (Anm. 8).

Der von Peter Finke herausgegebene, 2015 erschienene Sammelband *Freie Bürger, freie Forschung. Die Wissenschaft verlässt den Elfenbeinturm* «ergänzt und erweitert das Grundlagenwerk» von 2014 (Umschlag). Der Band enthält neben einer Einführung, Einleitungen zu den vier Kapiteln und einem Nachwort des Herausgebers 32 fünfseitige «Meinungsbeiträge» von drei Dutzend Autorinnen und Autoren hauptsächlich aus Deutschland. Das Themenspektrum ist breit und reicht von Grundfragen der Wissenschaftspolitik und -kommunikation über exemplarische Citizen-Science-Projekte bis zu Initiativen im Bereich der alternativen Ökonomie. Die angesichts des Klimawandels und anderer Herausforderungen notwendige «Grosse Transformation» von Wirtschaft und Gesellschaft sei nur mit einer «Forschungswende» hin zur Transdisziplinarität zu schaffen, schreibt der Herausgeber (S. 14, 160); dementsprechend brauche es eine «stärkere Hinwendung zur Lebenswirklichkeit» der Menschen, einen «Umzug der Wissenschaft in die Mitte der Zivilgesellschaft» (S. 116f.). Eine «wirklich wissensbasierte Gesellschaft» aufzubauen könne nur dann gelingen, wenn – über die Erkenntnisse der professionellen Wissenschaft hinaus – alle Wissensformen berücksichtigt und sich Wissenschaft, Gesellschaft und Demokratie wechselseitig durchdringen würden (Norbert Steinhaus, S. 192f.; Finke, S. 208). In dieser Hinsicht spiele Citizen Science eine Vorreiterrolle.

Anders als erwartet wird das Thema in beiden Büchern nicht deskriptiv, sondern vielmehr programmatisch entfaltet. Über weite Strecken lesen sich die Monographie von 2014 und – in noch stärkerem Masse – der Sammelband von 2015 wie wissenschafts- und gesellschaftspolitische Manifeste, nicht wie wissenssoziologische Analysen. Immer wieder stösst man auf normative Aussagen, der Stil ist oft appellativ («Hier müssen wir unsere Wertvorstellungen verändern», «Nehmen wir uns vor, [...]», «moralische Pflicht»), die Sprache ist stellenweise polemisch. In materieller Hinsicht vermögen folgende Punkte nicht zu überzeugen:

Erstens führt die Gegenüberstellung von Professional Science auf der einen und Citizen Science auf der anderen Seite – bei gleichzeitiger Betonung der gleichwertigen Zugehörigkeit beider zur Wissenschaft – zur diskursiven Abgrenzung der beiden Sphären voneinander, obwohl diese doch gerade als miteinander verflochten und komplementär zueinander dargestellt werden (sollen). Zudem wird von der Laien- und Bürgerwissenschaft ein heterogenes, von der professionellen Wis-

senschaft dagegen zu Unrecht ein ziemlich homogenes Bild gezeichnet. Dass aus argumentativen Gründen trotzdem am Ideal einer einzigen Wissenschaft (im Singular) festgehalten wird, ist verständlich, geht aber nur bedingt auf.

Zweitens fehlt eine klare Unterscheidung zwischen Wissen und Wissenschaft. Nur *en passant* wird erwähnt – was bei einem Wissenschaftstheoretiker als Autor bzw. Herausgeber einigermassen erstaunt –, dass Wissenschaft mehr ist als der Erwerb und die Weitergabe von Wissen. Weshalb etwa traditionelles «Hausfrauenwissen» als «eine eigenständige weibliche Form von Citizen Science» und damit von Wissenschaft gelten soll (Monographie, S. 143f.), leuchtet nicht ein. Und etliche der Projekte, die im Sammelband referiert werden, zeugen zwar vom grossen Wissen, ja Expertentum der Beteiligten; allein deswegen sollten sie aber nicht der Wissenschaft zugerechnet werden. Der Wissenschaftsbegriff, wie er in den beiden Büchern zutage tritt, franst entgegen der ursprünglichen Absicht in verschiedene Richtungen aus.

Drittens werden die Produktionsbedingungen von Wissenschaft – sei es nun professionell oder hobbymässig betriebene – fast vollständig ausgeblendet. Freilich sind nicht nur professionelle Forscher ökonomischen Zwängen unterworfen, sondern auch Laienforscher, die ja meist einen Brotberuf ausüben. Die ökonomische Unabhängigkeit der Citizen Scientists ist in vielen Fällen eine Fiktion. Hier, bei der «Quersubventionierung» wissenschaftlicher Tätigkeit, müsste eine empirische Analyse mit Gewinn ansetzen.

Viertens verknüpfen Peter Finke und seine Mitautoren die Thematik mit einer alternativen politischen Agenda, wodurch Citizen Science in ein bestimmtes ideologisches Fahrwasser gerät (Stichworte: Degrowth, Lebensstilwende, Allmende-Ökonomie). Dies scheint taktisch unklug – unabhängig davon, ob man die damit verknüpfte politische Agenda gutheisst oder nicht. Damit erweisen die Autoren der von Amateuren und Laien betriebenen Wissenschaft letztlich einen Bärendienst.

David Zimmer

Ulrike Kammerhofer-Aggermann, Michael J. Greger (Hg.), Anna-Magdalena Kasper (Red.): Feste, Bräuche, Feiertage der Religionen in Österreich – wie, wann, wozu. Salzburg: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, 2016 (Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 22), 464 S.

In unserem Fach haben Bücher, die sich an ein breites Publikum richten, eine lange Tradition. Ebenfalls eine lange Tradition hat auch die Kritik an dieser Art von «angewandter Volkskunde», die sich politischen Strukturen andiene, problematische Deutungen schaffe und verbreite und als wenig analytische Instanz kaum wissenschaftlichen Standards genüge. Eine solche Kritik trifft auf dieses Buch allerdings nicht zu: Das Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, eine öffentliche Institution des Landes Salzburg mit klarem Leistungsauftrag für die Öffentlichkeit, legt einen voluminösen Band vor, der sich zwar nicht primär als wissenschaftliches Werk versteht, sondern vielmehr als Handbuch für die Bevölkerung. Gleichwohl ist der Anspruch ein wissenschaftlicher, der auf der Höhe des Forschungstandes erklären will. Das Handbuch ist entstanden aus Erklärungstexten zu den unterschiedlichsten Festen, Bräuchen und Feiertagen verschiedener Religionen, die seit 2007 online in einem «Kalender der Religionen» abrufbar sind und offenbar rege genutzt wurden. Dass diese nun in einer erweiterten Fassung gedruckt vorliegen, soll den Zugriff auch für «Menschen in der Kinder- und Jugendarbeit wie in den Migrations- und Integrationsbereichen» (S. 9) erleichtern. Grundmotivation des Buches ist also eine geradezu klassisch aufklärerische, die in bester Tradition eines gegenwarts- und problemorientierten Faches steht; Wissen bewirkt Verständnis und Toleranz, Nicht-Wissen hingegen führt zu Ablehnung und Hass.

Auf den ersten Blick etwas gewöhnungsbedürftig ist die breite Auswahl der Religionsgemeinschaften, die neben den fünf «Weltreligionen» Christentum, Judentum, Islam, Hinduismus und Buddhismus auch Freikirchen oder gemeinhin als «Sekten» bezeichnete Gruppierungen (wie die Zeugen Jehovas oder die Mormonen) und die jeweils verschiedenen Religionsgemeinschaften im Christentum einzeln thematisiert. Grund für dieses breite Vorgehen liegt im angestrebten «offenen Dialog» mit allen in Österreich staatlich anerkannten Religionsgemeinschaften, deren VertreterInnen auch in einer eindrücklichen Reihe von insgesamt 17 (!) Geleitworten präsent sind, darunter sogar eines des aktuellen Bundesministers Sebastian Kurz. Bereits äusserst aufschlussreich bezüglich der jeweiligen sozialen Position der verschiedenen Religionsgemeinschaften sind die Unterschiede in diesen kurzen einleitenden Texten; während die Vertreter der christlichen Konfessionen mit grosszügigem Gestus auf das Neben- und Miteinander verschiedener Religionen verweisen, fordert etwa der Vertreter der Islamischen Religionsgemeinschaft Salzburg von der Bevölkerung

mehr «Bereitschaft unserem Dialogwunsch entgegenzutreten» (S. 17). Noch deutlicher wird der Repräsentant der «Jehovas Zeugen Salzburg», wenn er nach einem Hinweis auf das Tolerieren der verschiedenen Formen der Religionsausübung schreibt: «Wir wünschen uns aber, dass ebenso akzeptiert wird, wenn wir an Feiern und Bräuchen, die die Mehrheit der Menschen in unserer Stadt pflegen, nicht teilnehmen möchten, weil dies im Widerspruch zu unseren Glaubensüberzeugungen steht.» (S. 23).

Im Hauptteil findet sich ein umfangreiches Kompendium mit Artikeln zu den verschiedenen Festen, wobei auch nicht religiöse Feiertage berücksichtigt werden. Die einzelnen Konfessionen und Religionen erhalten dabei unterschiedliche Aufmerksamkeit, wobei die römisch-katholischen Feiertage den breitesten Raum einnehmen. Einzelne dieser Texte, etwa über den Staatsfeiertag am 1. Mai und die Maibäume (S. 48–51) oder über alpine Fasnachtsbräuche (S. 118–120), sprechen die NS-Instrumentalisierungen verschiedener Bräuche ohne Umschweife an. Zahlreich sind die in den Text eingewobenen Exkurse (zu Staatssymbolen der Republik Österreich oder zu den verschiedenen, durchaus komplexen Kalendar- und Zeitsystemen; so ist etwa der hinduistische Kalender überaus vielfältig und variantenreich), die daran erinnern, dass die jahreszeitliche Verortung von Feiern (z. B. Weihnachten im Winter) nur für die christlich-europäischen Feste gilt, während für andere Religionen «das Wandern von Festen durch das gesamte Kalenderjahr» (S. 94) Normalität ist. Spannend zu lesen sind hier auch die Veränderungen in den Symboliken der Heiligen-Namenstage, etwa vom Heiligen Josef, der sich vom «Nährvater von Jesus» zum «Arbeiterheiligen» gegen die Sozialisten und zum feudalpolitischen Zeichen der Habsburger-Dynastie wandelte (S. 127–130). Vieles in diesen Texten ist für volkskundlich-kulturwissenschaftlich einigermassen Beschlagene in den Grundzügen bekannt, auch wenn sich heute das ehemals fixierte «Kanon»-Element «Bräuche im Lebens- und Jahreslauf» kaum mehr in den universitären Curricula unserer Disziplin findet. Als Antwort auf reges diesbezügliches öffentliches Interesse und auch als Korrektur von medial kursierendem Halb- und Falschwissen ist es sehr zu begrüssen, dass für einmal theologisch-religionswissenschaftliches Basiswissen mit nüchterner Beschreibung und kalendarischer Präzision verknüpft wird. Diese mathematisch-systematische Seite entspricht – offen sei's gesagt – allerdings so gar nicht den Präferenzen des Rezensenten; entsprechend stellten sich bei den verschiedenen Kalendern, Berechnungssystemen und Mondphasen Momente der Überforderung ein. Umso grösser ist die Achtung vor der Fleiss- und Recherchearbeit, die hinter vielen der Kurztexte steckt. Und umso dankbarer ist man für die zahlreich gestreuten Hinweise, Details und Fundstellen zum Weiterlesen. Gerade in den Texten zu den Feiertagen der nicht christlichen Religionsgemeinschaften erfahren die Lesenden viel Unbekanntes. Eindrücklich belegt das Kompendium den längst bekannten Fakt, dass Religionen in der Gegenwart mitnichten verschwinden, dass trotz dem rasanten gesellschaftlichen Säkularisierungsprozess der letzten Jahrzehnte sich die religiösen Bezüge vieler Feiertage und Feste also nicht einfach auflösen, sondern vielmehr in stark individualisierter und situativer Manier angesprochen werden.

Wichtig ist die über die Kalendertermine gleichsam *en passant* vermittelte Einsicht, wie ähnlich sich viele der Feste der verschiedenen Religionen und Konfessionen trotz lokalen Verschiedenheiten in ihren «religionsdidaktischen» Funktionen und in ihrer Ausgestaltung letztlich sind. Vielleicht hätte eine Abkehr von der Gliederung der Artikel nach Religionen und Konfessionen diese vergleichende Perspektive noch verstärkt – sie hätte jedenfalls die etwas störenden Querverweise innerhalb der Artikel obsolet gemacht. Überhaupt stellen sich wegen des lexikonartigen Stils und der damit zwangsläufig verbundenen Redundanzen auf die Länge Ermüdungserscheinungen ein, vielleicht ist eine integrale Lektüre allerdings gar nicht das Ziel des Handbuches. Als Nachschlagewerk dient es vielmehr der Erstinformation und regt zum Weiterlesen an. Gerade die vielerorts sich einstellende universalistische Einsicht macht den Band auch für ein Schweizer Publikum wertvoll; auch wenn Österreich stets Bezugspunkt bleibt, ist vieles nicht nur vergleich-, sondern sogar direkt übertragbar. Anderes wiederum, so vor allem die «lange Geschichte» der Verbindungen Österreichs zum bereits 1912 anerkannten und gleichgestellten Islam, könnte für die schweizerische Bevölkerung Anregung zu einem entspannteren Umgang mit den aktuell debattierten Fragen rund um «eigene Identität und Kultur» sein.

Die Beiträge sind (wohl sehr bewusst) in einer einfachen und gut lesbaren Sprache gehalten, im Anhang findet sich ein umfangreicher Verweisapparat, der vor allem auf Internet-Links zahlreicher Institutionen, Vereine und Lexikas führt. Das Buch ist zwar sorgfältig verfasst (von einzelnen Tippfehlern abgesehen), sauber lektoriert und beweist ein solides und wissenschaftlich fundiertes Vorgehen, hätte aber gerade darum mehr Sorgfalt bei der äusseren Gestaltung verdient. So präsentiert es sich bezüglich Satzspiegel eher schwerfällig, ist nicht bebildert (was sich bei diesem Thema ja ange-

boten hätte) und verfügt nicht einmal über ein gestaltetes Buchcover. Gerade vor dem Hintergrund der zahlreich und stets neu verlegten, aus kulturwissenschaftlicher Sicht inhaltlich teilweise etwas fragwürdigen – aber offenbar stets einen nachfragenden Markt findenden – Bücher zu Bräuchen, Festen und Religionsfeiern wäre es mehr als wünschenswert gewesen, wenn dieser Band eine attraktivere Aufmachung erhalten hätte. Aus fachstrategischen Gründen wäre es ja durchaus klug, wenn zu dieser Thematik für einmal forschungsbasiertes kulturwissenschaftlich-volkskundliches Wissen eine weite Verbreitung finden und vielleicht gar am Buchmarkt reüssieren würde. Allerdings überwiegt dieses wissenschaftsimmanente Argument letztlich – doch – ein demokratiepolitisches: Das von diesem Buch formulierte Anliegen – «respektvoll gelebte Diversität» – ist gerade in unseren gegenwärtigen Zeiten wichtiger denn je! *Konrad J. Kuhn*

Marita Metz-Becker: Gretchentragödien. Kindsmörderinnen im 19. Jahrhundert (1770–1870). Sulzbach: Ulrike Helmer, 2016, 254 S., Ill.

Marita Metz-Becker untersucht in *Gretchentragödien* das Delikt des Kindsmordes in den Jahren von 1770 und 1870. Es geht ihr darum, «Wahrnehmungen und Erfahrungen der Betroffenen aus ihrer eigenen Sicht zu reflektieren, ihre Alltagswelten [...] zu rekonstruieren, und daraus Erklärungsmuster für den Kindsmord abzuleiten [...] (S. 7).» Untersuchungen zum Thema Kindsmord gibt es bereits einige, die sich unter unterschiedlichem Blickwinkel dem tragischen Thema nähern. Metz-Becker möchte mehr als alle VorgängerInnen auf den Alltag und die Lebenswelt der Frauen eingehen. Mittel dazu, diese zu erschliessen, sind die rund 100 Prozessakten, die im Staatsarchiv Marburg lagern. Diese Akten sind auffällig umfangreich, der Schnitt beträgt 300 Seiten, aber auch 600 bis 800 Seiten sind möglich. Das zeigt, dass es sich die damalige Umwelt nicht einfach mit der Aburteilung der Kindsmörderinnen machte. Diese Akten bilden interessante Zeit- und Egodokumente, die Einblick in die Lebenswelt der unteren Bevölkerungsschichten bieten, sie lassen besonders eindrücklich die Lage von ledigen Schwangeren aufleuchten, die keinen anderen Ausweg sahen, als sich ihres Nachwuchses zu entledigen.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert. Die Kapitel 1 bis 4 befassen sich mit dem Delikt des Kindsmords und seiner Erforschung. Das umfangreichste 5. Kapitel bilden die Fallrekonstruktionen der gut 100 Kindermörderinnen aus Hessen. Die abschliessenden Kapitel liefern die Analyse der Geschehnisse in und um Marburg, indem sie die Täterinnen und ihre Lebensumstände in den Vordergrund rücken.

In der Aufklärungszeit genoss die Kindsmörderin – sowohl real wie auch als literarische Figur – grosses Interesse. Die Bestrebungen gingen dahin, dieses Delikt und seine Ursachen – Scham über Fornikationsbussen, Armut etc. – aus der Welt zu schaffen. Die Vorschriften, die eigentlich den Frauen zugutekommen sollten, erwiesen sich oftmals als Überwachungs- und Disziplinarmassnahmen für nicht verheiratete Frauen, womit sie teilweise den gegenteiligen Effekt zeitigten (S. 21). Dieser Umstand manifestierte sich besonders deutlich bei der Einführung der Accouchierhäuser ab dem späten 18. Jahrhundert, womit auch ein Wechsel der Hoheit von den Hebammen zu den männlichen Ärzten einherging, denen sich die ledigen und armen Frauen nur ungern anvertrauten. Es zirkulierten wilde Geschichten über das Schicksal von Müttern und Kindern in den Anstalten (S. 36).

In der Rechtsprechung der Aufklärungszeit fand eine Umwertung des Deliktes Kindstötung statt: Die Tötung des Kindes unmittelbar nach der Geburt wurde nur noch mit Freiheitsentzug geahndet, da den Frauen mit der Geburt eine emotionale, physische und psychische Ausnahmesituation zugebilligt wurde. Geschah die Kindstötung jedoch einige Tage später, wurde Anklage wegen Verwandtenmordes erhoben. Hier spielte insbesondere die Accouchieranstalt eine fatale Rolle für viele der betroffenen Mütter, wenn sie 10 Tage nach der Geburt entlassen wurden, wobei ihre Situation und Nachsorge nicht geregelt war (S. 160).

Nach diesem kurzen Abriss über die Geschichte des Kindsmordes in Deutschland im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert folgen auf gut 100 Seiten die anhand der Prozessakten rekonstruierten Schicksale der betroffenen Frauen. Von der Menge her bleibt meist gerade eine gute Seite, um die einzelnen Frauen dem Vergessen zu entreissen. Einerseits ist das schade, da man sich mehr Informationen über die Frauen, ihre Lebensumstände und den Prozess wünscht. Andererseits ist mit dieser Form der Darstellung ein Kompromiss gefunden, der alle zwischen 1770 und 1870 in Marburg und Umgebung des Kindsmords angeklagten Frauen berücksichtigt.

Wie Metz-Becker anhand der Akten herausarbeitet, war der Grund für den Kindsmord in der Mehrzahl die Angst vor der Zukunft, die Unmöglichkeit, sich und das Kind durchzubringen, die zu

diesem drastischen Entschluss führten. Für das erste Drittel des 19. Jahrhunderts lässt sich eine deutliche Zunahme an Kindstötungen ausmachen, die den veränderten sozio-ökonomischen Zuständen geschuldet waren. Die gesundheitliche und finanzielle Lage von unehelichen Schwangeren und Müttern aus den Unterschichten war sehr schlecht, so dass eine eklatant höhere Säuglingssterblichkeit herrschte. Illegimität war ein Problem der Unterschichten, das sich zudem oft auch als erblich erwies und von Mutter zu Tochter weitergegeben wurde. Es lässt sich nachweisen, dass illegitime Geburten immer dann anstiegen, wenn die Reallöhne am Sinken waren. Solchen Krisenzeiten versuchte die Obrigkeit teilweise mit Heiratsverboten zu begegnen, in der Hoffnung, die Bildung verarmter Familien zu verhindern, was die Problematik der Illegitimität und des Kindsmords nur steigerte, also den gegenteiligen Effekt hatte. Die Akten zeigen, dass es meist nicht das erste Kind war, das getötet wurde, sondern Spätergeborene. Für Erstgeborne wurde meist noch eine Lösung beispielweise bei den Grosseltern gefunden. Jedes weitere Kind stellte jedoch «eine Existenzgefährdung für die Mutter und ihre Herkunftsfamilie» (S. 170) dar.

Die Kindsmordakten können auch als Quellen zu damals gängigen Sexualpraktiken herangezogen werden, weil in dem Zusammenhang jeweils auch über das Zustandekommen der Schwangerschaft berichtet wird. Das Reden über die Sexualität stellt diese in einem rohen Lichte dar, die Frauen werden beschlafen, fleischlich vermischt, dazwischen gibt es auch die Fälle, die eindeutig als Vergewaltigungen zu taxieren sind. Die sexuellen Beziehungen waren sehr oft flüchtiger Art, so dass Verhütung – wie unzuverlässig auch immer – kaum ein Thema war. Oftmals wurde beim ersten Verdacht auf eine Schwangerschaft versucht, mit Kräutern das «gestockte Geblüt» wieder in Fluss zu bringen (S. 187). Die Verarmung weiter Schichten führte auch zu einer Aufhebung der sozialen Kontrolle, vor allem für Männer waren keine Konsequenzen verbunden, während für Frauen das Tauschspiel Sexualität gegen Heiratsversprechen oder eine Art sozialer Absicherung unter diesen Umständen zu einer Art Vabanque-Spiel wurde (S. 191). Die Kindstötung war nicht der Versuch, die «Geschlechtsehre» zu retten, wie teilweise von den Zeitgenossen vermutet wurde. Vielmehr war sie der Versuch, die eigene ökonomische Situation zu retten. Das Verbergen des toten Kindes geschah in der Regel ebenso schnell und unüberlegt wie die Tötung selbst, was auch das in der Regel recht rasche Auffinden erklärt. So weisen in der Regel die Prozessakten eine identische Struktur auf. Sie beginnen mit der Anzeige des meist zufälligen Fundes eines toten Kindes, das wohl keines natürlichen Todes gestorben ist. Dahinter verbarg sich die folgende Geschichte: Eine verheimlichte Schwangerschaft mit stiller Niederkunft und anschliessender Tötung des Kindes. Seltener waren Anzeigen direkt gegen Dienstmägde, von denen es hiess, sie seien schwanger gewesen, denen man aber plötzlich eine Schwangerschaft nicht mehr ansah. Solche Vermutungen betrafen vor allem Frauen, die bereits vorher in ihrem Dorf kein gutes Ansehen genossen haben und als «liederlich» (S. 219) galten. In der Regel stellten die beschuldigten Frauen das Geschehen als Unfall dar, um mit einer möglichst geringen Strafe davonzukommen, davon zeugen auch die zahlreichen Berufungsverfahren (S. 19), denn viele der Frauen rekurrierten – eher erfolglos – gegen die Urteile. Das Gericht verkörperte die bürgerlichen Normen des 19. Jahrhunderts, denen sich diese Frauen mit ihren Lebensumständen nicht verständlich machen konnten.

Das Verdienst der gut lesbaren Studie *Gretchentragödien* ist, die rund hundert hessischen Kindsmörderinnen der Jahre 1770 bis 1870 dem Vergessen entrissen zu haben. Dank der Arbeit mit den Prozessakten gelingt es Marita Metz-Becker, die meist tristen Lebensumstände der Kindsmörderinnen zu rekonstruieren und in ihrem zeit- und sozialgeschichtlichen Zusammenhang zu kontextualisieren. Die Mehrzahl der Frauen sah wegen ihrer erdrückenden Situation keine Zukunft für sich und ihr Kind, so dass sie sich der Neugeborenen entledigten.

Es zeigt sich, dass die Fälle aus Hessen dem Bild, das Vorgängerstudien aus anderen Gegenden für das lange 19. Jahrhundert entworfen haben, entsprechen. *Meret Fehlmann*

Pesch, Dorothee (Hg.): Do it yourself! – Mach's doch selber! Begleitheft zur Ausstellung «Do it yourself! – Mach's doch selber!» im schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld vom 13. März bis 9. Oktober 2016. Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum Oberschönenfeld, 2016 (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, Bd. 54), 79 S., Ill.

Der neueste Band 54 der Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben präsentiert sich in der gleichen formschönen Aufmachung wie sein Vorgänger Band 53. Der Inhalt *Do it yourself* macht neugierig und auch etwas skeptisch: Handelt es sich womöglich um einen Ratgeber mit Basteltipps? Doch lassen Sie sich überraschen.

Der Katalog ist so aufgebaut, dass sich wissenschaftliche Artikel mit Artikeln von «Machern» ablösen. Das ist nicht nur abwechslungsreich, sondern auch informativ, da die Beispiele die historischen und theoretischen Ausführungen illustrieren, ohne sich sklavisch an den Text anzulehnen.

Mit *Do it yourself* verbindet sich in erster Linie die Vorstellung einer Notlage und von Flickwerk. Die ältere Generation in Deutschland erinnert sich noch lebhaft an die Notzeiten nach dem Zweiten Weltkrieg, als fürs Überleben buchstäblich alles improvisiert werden musste. Doch der Begriff des *Do it yourself* ist älter. Er kam aus Nordamerika nach Europa herüber, nachdem er in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Mentalität und den Lebensstil des typischen weissen Mittelschicht-Amerikaners ausgedrückt hat. Mit dem Begriff kam auch die Vorbildfunktion des *American way of life* über den Atlantik. Um 1900 wurden in Deutschland Handarbeiten für Mädchen und Heimwerken für Jungen eingeführt. Die Geschlechterrollen waren festgelegt. Dennoch galten diese Arbeitsschulen als fortschrittlich. Die fünfziger Jahre brachten nicht einfach eine Fortsetzung der ursprünglichen Ausrichtung des Selbermachens, sondern ersetzten ein Gutteil des Nützlichkeitsdenkens durch kreatives, phantasievolles Basteln. DIY wurde sogar Schulfach, Basteln als entscheidende pädagogische Massnahme zur Förderung der Kleinsten. Die Grossen übernahmen diese zweckfreie Freizeitbeschäftigung als Möglichkeit der Entspannung am Wochenende. Der amerikanische (und englische) Lebensstil war mit Händen zu greifen. Es ist kein Zufall, dass der Leitbegriff nie wirklich eingedeutscht wurde; dazu kommen weitere neudeutsche Ausdrücke wie Hobby, handy (zu Hand, im Sinne von praktisch, passend) oder auch selfmademan / -woman. Später vermischten sich die Geschlechterrollen, strickende Männer und hämmernde und sägende Frauen wurden in einschlägigen Zeitschriften und Magazinen gefeiert. Seit ca. 2000 zeichnet sich eine weitere Entwicklung ab: Weibliche Handarbeiten (stricken, sticken, häkeln) werden in den öffentlichen Raum getragen, Frauenarbeit wird so sichtbar gemacht, und die Urheberinnen dieser Garngraffiti, die craftista, bezeichnen ihre Produkte als revolutionär, radikal, ja als Guerilla. Guerilllakrieg gegen wen oder was? Gegen Lohnungleichheit, um nur ein Beispiel zu nennen. Die Suffragetten haben ausgedient, es lebe die moderne selbstbewusste Frau, die sich mit ihren Nachbarinnen verbündet und die in Nachbarschaftshilfe und Solidarität über alle kulturellen Grenzen hinweg gemeinsam für ein selbstbestimmtes Leben kämpfen. Dabei kommen ihnen soziale Einrichtungen wie sog. *Repair Cafés* zu Hilfe. Neben den labelgeschützten Reparatur-Cafés, die aus den Niederlanden kommen, entstehen auch autonome, offene Reparaturwerkstätten. Die Betreiber, meist Frauen, verstehen sich als Teil einer weltweiten Bewegung. Man darf gespannt sein, welche Neuerungen *Do it yourself* als Nächstes bringen wird

Paula Küng-Hefti

Thomas Schindler: Handwerkszeug und bäuerliches Arbeitsgerät in Franken. Bestandskatalog des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim. Bad Windsheim: Fränkisches Freilandmuseum Bad Windsheim, 2015 (Kataloge und Schriften des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim, 74), 1159 S., Ill.

Nimmt man das grosskalibrige Buch zur Hand, wird man mit einer Reihe von Superlativen konfrontiert: überformatig, schwergewichtig, seitenstark und, vor allem, inhaltsschwer. Thomas Schindler, seit 2012 erst im Freilandmuseum Bad Windsheim tätig, vorher u.a. wie der Rezensent auch im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönfeld beschäftigt, hat es gewagt, dem Bestand an bäuerlichen und handwerklichen Werkzeugen und Arbeitsgeräten des Museums wissenschaftlich und kulturgeschichtlich zu Leibe zu rücken. Ein Wagnis deshalb, weil es galt, aus einem Fundus von Zigtausenden von Werkzeugen und Geräten 1365 auszuwählen und katalogmässig zu bearbeiten, wobei hiermit gleich vorweg einem möglichen Missverständnis begegnet wird: Ein im Untertitel des Buches eventuell suggerierter und erwarteter (Gesamt-)Bestand des gerätekundlichen Sammelgutes des Museums reduziert sich auf die genannte Zahl ausgewählter Gegenstände. Ein gedruckter Gesamtbestandskatalog aller Gerätschaften eines Museums ist ohnehin Illusion und niemals erreichbar.

Der Bestandskatalog umfasst Werkzeuge und Geräte überwiegend aus Mittelfranken und Teilen Unter- und Oberfrankens mit der Schwerpunktzeit 1920–1960. Im Gegensatz zu Siuts[1] (und Hansen[2])

[1] Siuts, Hinrich: Bäuerliche und handwerkliche Arbeitsgeräte in Westfalen. Die alten Geräte der Landwirtschaft und des Landhandwerks 1890–1930. Münster 1982 (Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, 26).

[2] Hansen, Wilhelm: Hauswesen und Tagewerk im alten Lippe. Ländliches Leben in vorindustrieller Zeit. Münster 1982 (Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, 27).

in jeweils alphabetischer Reihenfolge gliedern sich die zwei grossen Themensegmente, Werkzeuggruppen und Gerätebereiche, d.h. die einzelnen Berufe und Tätigkeiten, in Handwerkszeug (41 Handwerksberufe) und landwirtschaftlich-bäuerliche Arbeitsgeräte einschliesslich der Geräte der ländlichen Nebenerwerbs- und handwerksähnlicher Berufe (16 Tätigkeiten) und werden nach einheitlichem und strikt durchgehaltenem Muster vorgestellt. Ansonsten weitgehend an Siuts orientiert und beginnend mit ganzseitigen (alt-)historischen Farbabbildungen mit Arbeits- und Gerätedarstellungen folgen dem Werkzeug- und Gerätefoto und dem gleichbleibenden Kopf (mit Inventarnummer, Bezeichnung, Herkunft, Datierung, Material, Technik, Massen) formtypologische, kulturgeschichtliche und technologische Beschreibungen, thematisch und funktional an idealtypischen Objekten praktiziert und «anhand von Typenvertretern übersichtlich in lexikalischer Form» präsentiert, die höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügen und deren vorangegangener Rechercheaufwand nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Sogleich weiss man sich an die grossen Handbücher zur gerätekundlichen Sachkultur von Hansen und Siuts erinnert, seit 35 Jahren unentbehrliche Nachschlagewerke jeden Gerätekundlers. Schon beim erstmaligen flüchtigen Durchblättern wird man von der Fülle der überwältigenden und in gedrängter Form gebotenen Informationen, der Vielzahl der perfekt wiedergegebenen Bilder und dem Inhalt der umfangreichen profunden wissenschaftlichen Texten dazu geradezu erschlagen. Nicht nur der Wissenschaftler und der Museumsmann profitieren, dem interessierten Laien, der Allgemeinheit wird durch die Präsentation einer wissenschaftlichen Inventarisation im Verbund mit einer volkskundlichen Dokumentation eines ansehnlichen Teils (1365 Geräte) der gesamtgerätekundlichen Sammlung (50000 Objekte) des Museums ein intimer Einblick in die für jedes Geräte angelegte (inzwischen digitale) Karteikarte gewährt, sozusagen ein Blick hinter die ansonsten geheimnisvollen Kulissen des Museumsbetriebs.

Gliederung und Aufbau des Katalogwerks folgen mit Ausnahme der Grobunterscheidung von Handwerk und Landwirtschaft – diktiert von der Willkürlichkeit des gewählten alphabetischen Ordnungsschemas – nicht den üblichen und allgemein anerkannten Regeln der Gerätesystematik, wobei in dieser Hinsicht eine Annäherung an Siuts (obgleich der Arbeitstitel des Unternehmens seinen Namen trägt) nicht erkennbar ist. Anders als der Rezensent, der sich in seinen mehr als bescheidenen Arbeiten[3] aus guten Gründen für die Gerätesystematik Jacobeit/Quietzsch (spätere bayerische Variante Gebhard/Sperber) entschieden hat, die auch Grundlage für die fast identische systematische Erfassung und Inventarisierung landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte der *Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore* (SIEF) geworden ist.[4] Übrigens: Eine zutiefst akademische Frage, die den Normalleser nicht im Geringsten interessiert. In allem weiteren sonstigen Vorgehen ist die Berufung auf den Altmeister Siuts wohl berechtigt und vollauf gerechtfertigt.

Die Werkzeuge und Geräte der 41 Handwerksberufe und 16 landwirtschaftlichen Tätigkeiten sind quantitativ im Einzelnen nicht gleichmässig umfangreich behandelt. Während einige nur mit sehr wenigen Gegenständen und Abbildungen (Handschuhmacher, Schleifer je 1; Seifensieder 2; Dachdecker, Gerber, Schindler je 3) aufwarten können, protzen andere mit stattlichen Zahlen (Schlosser, Zimmermann, Ackerbau, Winzer, Imker, Viehhaltung 36–46; Küfner, Riemer, Sattler, Schmied, Schreiner, Schuster, Spengler, Wagner 52–75), was allerdings nicht dazu verleiten sollte, eine unzulässige Rangfolge in der Bedeutung und Wertschätzung dieser Berufs- und Arbeitstätigkeit abzuleiten. Vielmehr wäre zu hinterfragen, ob es sich bei den erstgenannten Bereichen um reine Sammlungszufallsprodukte oder ein Manko des gezielten Sammelns handeln könnte.

Geteilter Meinung kann man auch sein, ob, wenn die bei den landwirtschaftlichen Geräten aufscheinenden Rechenmacher und Korbmacher dem ländlichen Nebenerwerb zugerechnet werden, dies nicht auch für die bei den Handwerksberufen aufgeführten Besenbinder, Holzschuhmacher und Schindelmacher zutrifft, oder, umgekehrt, diese zu jenen.

Wahre Freude verbreiten die zusätzlich in den laufenden Text eingestreuten historischen Darstellungen von Geräten und Werkzeugen im Arbeitseinsatz, weil sie helfen, form- und funktionstypologische sowie alltags- und kulturgeschichtliche Zusammenhänge besser verstehen zu lernen. Insgesamt enthält der Katalog 88 alte historische Abbildungen, dazu viele aus neuerer Zeit des

[3] Sperber, Helmut: Gerätesammlung Zwink im Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten. Grossweil bei Murnau 1979 (Schriften des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern, 5). Gebhard, Torsten und Helmut Sperber: Alte bäuerliche Geräte aus Süddeutschland. München/Bern/Wien 1978.

[4] Sperber, Helmut: Gerätesystematik im Freilichtmuseum an der Glentleiten. In: Freundeskreis-Blätter des Freundeskreises Freilichtmuseum Südbayern 16. Grossweil Dezember 1982, S. 60–61.

19. und 20. Jahrhunderts. Allerhöchste Anerkennung allerdings verdienen und in dieser Art einzigartig sind die geradezu verschwenderisch angegebenen Literaturhinweise zu den einzelnen Geräten im Text, die im Anhang (S. 1128–1159, 640 Titel) dankenswerterweise jeweils mit allen bibliographischen Angaben aufgeführt sind und dem Leser das Studium merklich zeitsparend erleichtern. Erfreulicherweise ist dort auch der Rezensent reichlich bedacht worden (auch wenn er seinen Glentleiten-Zwink-Katalog, von Waldemer im Geleitwort erwähnt, vermisst).

Frankenland ist Dürerland, dessen genialem Künstler wir unzählige Zeichnungen mit Bauten mit steilen, extrem hohen, natürlich strohgedeckten Dächern zu verdanken haben. Deshalb darf man erstaunt sein, warum zwar der Ziegeldachdecker (immerhin mit 3 Geräten vertreten), nicht aber der ehedem in fast jedem Dorf angesiedelte Strohdachdecker mit seinen äusserst ausgefallen und einfallsreichen und unverwechselbaren Werkzeugen (wie Dachdeckerleiter, -stuhl, Schlag- und Klopfbrett, Deckhaken und -rechen) Eingang in den Katalog gefunden hat. Der an die bayerischen Museen gerichtete Appell Gebhards[5] vor 50 Jahren, die letzten Sachzeugnisse dieser Art noch einzusammeln, ist offensichtlich ungenutzt verhallt.

Ebenso ist das ländliche Transportwesen als eigenständiges Kapitel offensichtlich vernachlässigt worden. Versprengt und aufgeteilt finden sich in den einzelnen landwirtschaftlichen Untergruppen einige Landfahrzeuge (Leiter-, Kasten-, Winzerwägen) und Tragegeräte (Bütten, Pflücke-, Huckel-, Spankörbe), dazu ein Odelfass und ein Fischerkahn. Weit und breit keine Winter- und Sommerschlitten (Schleipfen), kein Gäuwagerl, keine Schubkarren und Radltruhen, keine Schnapsfassln, Lagln (besonders Fischlagln aus dem Aischgrund) und Püttriche im riesigen Sammelgut?

Die Aufnahme eines einspaltigen sogenannten «Stichwortregisters» mit 14 (!) Erklärungen von Fachausdrücken in den Anhang, also mehr oder weniger verständlichen, im Text verwendeten Begriffen (wie Physikatsbericht, Regal, Verweser, Zunft), ist zwar dankens- und lobenswert, worauf aber ohne Qualitätsschmälerung des Gesamtwerks hätte getrost verzichtet werden können. Ausführlich dagegen das «Ortsregister», das immerhin auf 274 Ortsnamen verweist.

Während das genannte «Stichwortregister» dem Namen nach leider irreführend auf die falsche Fährte lockt, weil es eben mitnichten das adäquate Pendant zum liebevoll zusammengestellten Ortsregister darstellt, vermisst man ausserordentlich schmerzlich ein *Sachregister/Sachverzeichnis/Stichwortverzeichnis* aller behandelten Geräte(-namen) mit ihren Fundstellen, um sich ein mühsames Suchen in den einzelnen Objektgruppen zu ersparen. So taucht bspw. der Grundhobel (seit Jahrzehnten Lieblingssammelobjekt des Rezensenten, der mehrere Dutzend davon sein Eigen nennt) sowohl beim Mühlenbauer- (S. 317) als auch beim Schreinerhandwerk (S. 543) auf, für den Benutzer nur beim systematischen Durchblättern aufzuspüren. Hansen kommt diesem Bedürfnis selbstverständlich nach (2160 Stichwörter bei 512 Buchseiten), Siuts ebenso (5675 Stichwörter bei 442 Buchseiten), auch Gebhard (900 Stichwörter bei 191 Buchseiten) und der Rezensent (500 Stichwörter bei 189 Buchseiten) haben sich der Tortur der Erstellung eines Stichwortverzeichnisses nicht entzogen.

Angesichts des breitangelegten, für Bayern exemplarisch absolut notwendigen und längst überfälligen Werks, eines Thesaurus im wahrsten Sinne, und der bewundernswerten Bewältigung einer Mammutaufgabe dieser Grössenordnung, an dem eine ganze Riege von Mitarbeitern und -helfern tatkräftig Hand angelegt hat, zählen Unebenheiten, Fragestellungen und Desiderate gering und können vernachlässigt werden. Man wird dem kraft-, zeit- und nervenzehrenden Riesenwerk, erstellt mit bewundernswerter Akribie, wissenschaftlicher Kompetenz, hoher Qualität und fachlicher Breite allseitige Anerkennung und den Wunsch nach weiter Verbreitung nicht nur in Fachkreisen, trotz der nicht gerade geringen Erstehungskosten, nicht verweigern können.

Als Lektüre dem interessierten Laien Gewinn und grösseres Verständnis für unser Fach, dem Fachmann Pflicht, Vorbild, Anregung und Ansporn in einer Zeit, in der Sachkultur an den deutschen Universitäten inzwischen zum Fremdwort geworden ist, und dem *Schindler* einen würdigen Platz neben den grossen sachkundlichen Handbüchern von Hansen und Siuts in möglichst vielen Bibliotheken!

Helmut Sperber

Petra Schmidt: Total Quality Mama. Mutterschaft aus der Perspektive der Arbeit. München: Utz, 2015 (Münchner ethnographische Schriften, 18), 132 S.

Bei *Total Quality Mama* handelt es sich um die Masterarbeit von Petra Schmidt, die für die Publikation leicht überarbeitet wurde. Entstanden ist die 2010 fertiggestellte Masterarbeit aus einem

5 Gebhard, Torsten: Alte bäuerliche Geräte. München 1969, S. 35.

Studienprojekt. *Total Quality Mama* ist ein Buch, das sich in den Diskurs um Mutterschaft und ihre soziokulturelle Praxis einschreibt, indem es das Muttersein in Deutschland in den späten 2000er-Jahren unter die Lupe nimmt. Der Verfasserin geht es um die Aushandlung der neuen Mütter- und Elternrolle sowie um traditionelle Bilder von Mutter- und Elternschaft, die sich in einem Konfliktfeld divergierender Ansprüche und Deutungsmuster manifestieren.

Wie Schmidt zeigt, hat die kulturwissenschaftliche Forschung mehrfach auf den Konstruktionscharakter des biologischen Frauenbildes und des damit einhergehenden Mutterverständnisses hingewiesen. Sie bezieht sich in ihrer Arbeit auf das Konzept des *doing gender* (S. 20), was im vorliegenden Fall zu einem *doing mama* (S. 95) wird, indem die wiederholten Handlungen das Geschlecht, respektive die Mutterrolle erst herstellen, die zugleich in einem Aushandlungsprozess verhandelt werden.

Schmidt bedient sich der Methode der narrativen Interviews (sechs an der Zahl) sowie der Analyse von Medienberichten zur Mutterschaft, um ihr Forschungsfeld zu durchleuchten. Ihre Forschungsperspektive zielt auf das Spannungsverhältnis ‹neuer› und ‹alter› mütterlicher Leitbilder (S. 34). Wie Schmidt schreibt, ist die spätmoderne Arbeitswelt gekennzeichnet vom Versprechen nach Selbstverwirklichung. Typisches Merkmal spätmoderner Arbeitswelten sind «Techniken der Selbstoptimierung» (S. 14), die auch vor dem privaten Bereich nicht Halt machen. So sorgte die Postmoderne für einen Individualisierungsschub, in dessen Folge Mutterschaft auch als eine Möglichkeit der Selbstentfaltung und -verwirklichung gilt. Gleichzeitig kam es zu einer Abwertung der nichtentlöhnten Haus- und Pflegearbeit.

Bis heute ist die Mutter «Dreh- und Angelpunkt für den familialen und emotionalen Zusammenhalt» (S. 28). Familienleben, Erwerbsarbeit und Carearbeit sind von Diskursen und Dispositiven bestimmt, zentral wird dabei Foucaults Terminus der Gouvernementalität. In Deutschland versucht der Staat mit verschiedenen Mitteln, die Geburtenzahl zu steigern. Frauen haben Anrecht auf ein Jahr Mutterschaftsurlaub, die Elternzeit soll ebenfalls dazu beitragen, Mutterschaft und Erwerbsarbeit besser zu vereinen, indem sie die finanziellen Einbussen der Elternschaft etwas abfedert. Die zahlreichen Krippenplätze sollen die schnelle Integration der Mütter in die Arbeitswelt fördern.[6]

Als ein durchgehendes Thema der sechs befragten Frauen kristallisiert sich das Bedürfnis nach ausserhäuslicher Erwerbsarbeit heraus. Diese wird von den Frauen als Selbstverwirklichung betrachtet, denn die finanzielle Beteiligung der Frauen am Familieneinkommen ist bei der Mehrzahl nicht notwendig. Arbeit wird mit Subjektivierungsansprüchen verbunden, so dass die ausserhäusliche Erwerbsarbeit als Norm und als Ausdruck des Profilierung und der Stilisierung des Selbst gilt, deren Nichterfüllung bei den betroffenen Frauen zu psychosozialem Stress führe.

Die Projektarbeit Familie zeigt sich im Umgang mit dem Kind. Neue Mutter- und Elternschaft wertet das Kind zum Träger des eigenen Lebensstils auf. Über die Kinder werden elterliche Individualisierungsbestrebungen ausgelebt. Wie die Autorin schreibt: Mutterschaft wird zunehmend zu einem *Corporate Identity Projekt* (S. 79). Für Mütter ist damit die zusätzliche Aufgabe des Vermittelns des gewünschten Bildes des Lebensstils und des Familienlebens gegen aussen verbunden; wie Kinder gekleidet und ernährt werden, welche Freizeitaktivitäten und frühkindlichen Förderungen verfolgt werden, drücken sich in dem Feld aus. An diesem Punkt kommt der Titel des Buches *Total Quality Mama* zum Ausdruck, der sich vom neoliberalen *Total Quality Management* ableitet. Damit ist ein alle Lebensbereiche durchdringendes Regime des Managements (S. 81) gemeint, das sich besonders in Qualitätssicherungsprogrammen manifestiert. Diese Förderung steht auch im Zusammenhang mit den heute vorherrschenden Erziehungsstilen, die teilweise zu Belohnungsprogrammen, wonach «gutes», erwünschtes Benehmen belohnt wird, greifen. Solche Tendenzen entstammen nach Schmidt dem *Total Quality Management*. Auch die Aufforderung, die Mutter müsse für ihr physisches und psychisches Gleichgewicht selbst besorgt sein, ist in dem Zusammenhang zu sehen, da es dabei darum geht, die eigenen Ressourcen besser einzuteilen, um die familiäre (und auch ausserhäusliche Erwerbs-) Produktivität aufrechtzuerhalten und zu steigern.

Das Austarieren von Erwerbstätigkeit und körperlicher Präsenz als zentrales Vereinbarkeitsproblem moderner ‹neuer› Mutterschaft, ist ein wiederkehrendes Thema der befragten Frauen, das sich oft in einem schlechten Gewissen manifestiert, weil das Vorherrschen der alten Vorstellung, wonach Mutterschaft mit Aufopferung und Leiden zu tun habe, immer noch wirkmächtig ist. Die spätmoderne Mutter ist zugleich Wissensarbeiterin, die den moralischen Widerspruch zwischen Fürsorge als Leistungsoptimierung und Fürsorge als ‹natürliches› Bauchgefühl ausbalancieren muss.

---

6 Insgesamt aus Schweizer Sicht, die erst seit 2005 einen 14-wöchigen Mutterschaftsurlaub kennt, fast schon paradiesische Zustände.

Bei *Total Quality Mama* handelt es sich um ein gut geschriebenes Buch, das sich einem aktuellen und vielfach konstatierten Problemkreis annimmt und neue Mütterbilder sowohl aus der emischen Sicht betroffener Mütter wie auch unter Berücksichtigung von normierenden Aussenblicken – Medienberichten – untersucht. Bei der Lektüre musste ich mir aber immer wieder vor Augen führen, dass es sich dabei «nur» um eine, zwar durchaus sehr gelungene Masterarbeit handelt, da das untersuchte Sample von nur 6 Familien eher klein ist und teilweise Zusammenhänge etwas wenig differenziert ausgearbeitet wurden. *Meret Fehlmann*

Jens Schröter (Hg.): Handbuch Medienwissenschaft.. Stuttgart: J.B. Metzler, 2014, 571 S., Ill.

Das *Handbuch Medienwissenschaft* reiht sich optisch und konzeptionell neben dem Handbuch *Materielle Kultur* in das Handbücherangebot des Metzler Verlags ein. Zeitgleich erschienen, beansprucht die Medienwissenschaft ein Drittel mehr Platz. Sich in die verschiedenen Medientheorien einzulesen, braucht geraume Zeit. Das Handbuch bietet den *state of the art* einer jungen Disziplin, die immer noch um ihr Selbstverständnis ringt. Obwohl bereits mehrere Handbücher und Einführungen in die Medienwissenschaft(en) existieren, fehlte bislang ein verbindliches Werk, das den zahlreichen Studierenden Orientierung und Übersicht zu vermitteln vermag. Dem Herausgeber und seinem Mitarbeiterstab ist dies m.E. in Bezug auf die kulturwissenschaftlich orientierte Medienwissenschaft gelungen.

Der Medienbegriff geht auf Aristoteles zurück und meint eine «Mitte» (medium) oder ein (unsichtbares oder durchsichtiges) Mittel, um optische und akustische Effekte zu transportieren. Im 18./19. Jahrhundert geriet das Medium im Zusammenhang des Mesmerismus in den Bereich des Unheimlichen und Unerklärlichen, und diese Konnotation bzw. divergierende Bedeutungen ein und desselben Begriffs besitzt das Medium heute noch. Unter dem Eindruck des Mediums Elektrizität, das nicht nur unsichtbar, sondern auch unvorstellbar schnell ist, formulierte Marshall McLuhan, einer der führenden Köpfe der Kanadischen Schule, 1946 jenes provokative Paradoxon: «The medium is the message.» Dieser Satz hat seither nicht aufgehört, die Phantasie der Wissenschaftler zu beschäftigen. Tatsache ist, dass die Digitalisierung unserer sichtbaren Welt 1994 mit dem «pictoral turn» (W.J.T. Mitchell) oder «iconic turn» (Gottfried Boehm) das «global village», das McLuhan voraussah, Wirklichkeit werden liess und damit die Medienwissenschaft ins Leben rief.

Das Handbuch geht nach der Auseinandersetzung mit dem Begriff «Medienwissenschaft» (I) und der Übersicht über die wichtigsten Medientheorien (II) zu Einzelmedien über (III). Diese Kapitel präsentieren sich ganz unterschiedlich. Das erste Kapitel ist den Basismedien «Bild, Klang, Text, Zahl, Geste» gewidmet und könnte grundsätzlicher nicht sein. Alles, was uns so selbstverständlich erscheint, so alltäglich vertraut, entzieht sich bei näherer Betrachtung der Beschreibung, der Erklärung und der Eingrenzung in eine Definition. Mit Gegensatzpaaren kann das Spannungsverhältnis der verschiedenen Basismedien zueinander verdeutlicht und damit beschreibbar gemacht werden. Die Geste allerdings entzieht und widersetzt sich diesem systematischen Zugriff. Die meisten Kapitel erlauben einen Blick auf die Geschichte des jeweiligen Mediums. Da steht viel Wissenswertes. Meist wird gewarnt, dass in Wirklichkeit die Entwicklung nicht teleologisch auf den Endzustand zulief, sondern dass Zufälle und Umwege zur Mediengeschichte wesentlich dazu gehören. Klassiker wie Printmedien, Telefon/Telegraph, der Film oder das Fernsehen sind in Wirklichkeit vom Verschwinden bedroht oder wandeln sich, meist ohne dass der Wandel ins Bewusstsein des Publikums dringt, vom einseitigen Kommunikationsmittel zu einem interaktiven Medium zur phänomenologischen Wahrnehmung der Welt. Hier spielen Video und DVD eine folgenreiche Rolle. Das Internet und neue Endgeräte wie das Smartphone sind nur mit der Akteur-Netzwerk-Web-Theorie verständlich. Immer wieder wird auch die Eigendynamik von Medien angesprochen, die menschliches Eingreifen und Steuern überflüssig macht, bis hin zum Traum oder Alptraum selbständig denkender Maschinen. Für den weit gefassten Medienbegriff des Handbuchs steht das hochinteressante Kapitel über «Geld». Erst die Abstraktion, die sich in Geld ausdrückt, macht aus ihm ein brauchbares Mittel oder Medium, das bis heute noch nicht ersetzt wurde.

In einem vierten Abschnitt (IV) befasst sich das Handbuch mit Schnittstellen zwischen Medienwissenschaft und anderen Disziplinen. Es sei hier auf das Kapitel «Kommunikationsforschung» / «Medienwirkungsforschung» verwiesen. Dabei geht es vor allem um das Massenmedium Fernsehen. Wie wirklich ist Wirklichkeit? Wie wird das Publikum durch Berichterstattungen, aber auch den «Flow» des Unterhaltungsmediums Fernsehen beeinflusst? Und: Kann man die Beeinflussung überhaupt messen? Sind Panelbefragungen relevant, wenn sie sich auf der Mikroebene des Individuums

abspielen, während doch die Beeinflussung auf der Makroebene Gesellschaft nachgefragt werden müsste. Das Handbuch spricht sich gegen eine grössere Beeinflussung des Publikums aus, da dieses selektiv und selbstreflexiv ist und handelt. *Paula Küng-Hefti*

Roman Tischberger (Hg.): Prosit Neujahr! Der Jahreswechsel und das Glück. Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum Oberschönenfeld, 2015 (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, Bd. 53), 71 S., Ill.

Die Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben präsentiert sich formschön im Format 24×24 cm auf Glanzpapier und reich illustriert. In sechs kurzen Kapiteln wird viel Neues und Wissenswertes über unsere und fremde Zeitrechnungen, über unser Verhältnis zur Zukunft und zur Suche nach dem Glück sowie den Wandel im Umgang mit dem anderen Geschlecht in Bild und Schrift zusammengetragen. Der religiöse Aspekt bestimmter Bräuche kommt dabei nicht zu kurz.

Begannen die Römer das neue Jahr an den Kalenden des März, so war in christlicher Zeit der Jahresanfang identisch mit Weihnachten. Da auch Epiphania am 6. Januar ein hoher Feiertag war, verschob sich der Jahreswechsel auf ihre Mitte, Octava genannt, d.h. eine Woche nach Weihnachten. Ursprünglich das Fest der Beschneidung von Jesus Christus, wurde dieser Tag um 1500 zum Neujahrstag und der Abend davor zum Silvesterfest. Der Jahreswechsel erfreute sich wachsender Beliebtheit und entwickelte ganz eigene Formen. Neue Bräuche kamen auf wie z.B. Blei giessen, Tarotkarten legen, Kaffeesatz lesen, eine Feuerzangenbowle mit Zuckerhut, der karamellisiert wird, zelebrieren. Damit sind wir in der Neuzeit angelangt. Die genannten Beispiele sind aber bereits etwas in Vergessenheit geraten. Denn Spiele sind durch Tanz und TV ersetzt worden. In Deutschland geniesst seit 1971 der englische Sketch *Dinner for one* ungebrochene Popularität. Familieneinladungen und Festessen werden um diese Show herum organisiert. Eine Erklärung für dieses spezielle Massenphänomen liefert der Katalog zwar nicht, sieht aber seine Bedeutung als Ritual in einer Übergangssituation.

Ein besonderes Augenmerk verdienen Glückwünsche. Zur Zeit der Erfindung des Buchdrucks erschienen zuerst Flugblätter mit dem Jesuskind und einer Schriftrolle, die ein gutes neues Jahr wünschte. Später wurden die gedruckten Glückwünsche durch selbst verfasste schriftliche Wünsche und Grüsse ersetzt. Mit der Erfindung der Eisenbahn und der Beförderung der Post durch sie, kam zuerst die schlichte Postkarte zu einem Einheitspreis auf, später dann die Ansichtskarte mit launigen Genrebildern oder bereits mit schönen Landschaften, die zum Reisen einluden. Heute geht der gesamte Neujahrspostverkehr fast ausschliesslich übers Internet in Form von E-Mails und elektronischen Glückwunschkarten – bis der PC streikt.

Aber ohne Glückwünsche scheint es nicht zu gehen. Die Suche nach dem Glück muss uns Menschen eingeboren zu sein. Annegret Braun versucht, den Begriff des Glücks zu fassen. Sie tut dies auf dem Umweg über drei Interviews, in denen Menschen beschreiben, wie sie Glück in einem bestimmten Augenblick empfanden. Infolgedessen unterscheidet die Autorin verschiedene Facetten von Glück: Euphorie, Vorfreude und Zufriedenheit. *Paula Küng-Hefti*

Liste der eingesandten Bücher

Alpines Museum (Hg.): Kerbhölzer, Knochenschlitten, Kuhherden. Kostbarkeiten der ethnografischen Sammlung. Ein Postkartenbuch. Zürich: Scheidegger & Spiess 2016, 36 S., Postkartenteil.

Appl, Tobias und Johann Wax (Hg.): Tracht im Blick. Die Oberpfalz packt aus. Regensburg: Pustet, 2016, 288 S., Ill.

Bareither, Christoph: Gewalt im Computerspiel. Facetten eines Vergnügens. Diss. Tübingen. Bielefeld: Transcript, 2016 (Kultur und soziale Praxis), 368 S.

Bohn, Thomas M.: Der Vampir. Ein europäischer Mythos. Wien: Böhlau, 2016, 368 S., Ill.

Buchner, Moritz et al. (Hg.): transmortale. Sterben, Tod und Trauer in der neueren Forschung. Köln: Böhlau, 259 S., Ill.

CARSTENSEN, JAN ET AL. (HG.): Creating Museums – Museen erschaffen. 50 Years Association of European Open-Air Museums – 50 Jahre Verband Europäischer Freilichtmuseen. Münster: Waxmann, 2016, 210 S., Ill.

CARSTENSEN, JAN UND HEINRICH STIEWE (HG.): Orte der Erleichterung. Zur Geschichte von Abort und Wasserklosett. Petersberg: Michael Imhof Verlag, 2016 (Schriften des LWL-Freilichtmuseums Detmold, 38), 126 S., Ill.

DIETZING-SCHICHT, SABINE: Biobauern heute. Landwirtschaft im Schwarzwald zwischen Tradition und Moderne. Münster: Waxmann, 2016 (Internationale Hochschulschriften, Band 632), 300 S.

FÄH, ROSA MARIA: Gottlieb Feurer (1875–1912). Toggenburger Bauernmaler der schönen Kühe. Zürich: Chronos, 2016 (St. Galler Kultur und Geschichte, 40), 188 S., Ill.

GERDES, AIDE-MARLENE ET AL. (HG.): Der Krieg und die Frauen. Geschlecht und populäre Literatur im Ersten Weltkrieg. Münster: Waxmann, 2016 (Populäre Kultur und Musik, 16), 316 S., Ill.

GIRTLER, ROLAND: Streifzug durch den Wiener Wurstelprater. Die bunte Welt der Schausteller und Wirte. Wien: Böhlau, 2016, 255 S., Ill.

GROSCH, NILS ET AL. (HG.): «Im weissen Rössl». Kulturgeschichtliche Perspektiven. Münster: Waxmann, 2016 (Populäre Kultur und Musik, 19), 340 S., Ill.

HIRSCHFELDER, GUNTHER UND MANUEL TRUMMER: Bier. Eine Geschichte von der Steinzeit bis heute. Darmstadt: Theiss, 2016, 256 S., Ill.

KAMMERHOFER-AGGERMANN ET AL. (HG.): Feste, Bräuche, Feiertage der Religionen in Österreich – wie, wann, wozu? Salzburg: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, 2016 (Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 22), 464 S.

METZ-BECKER, MARITA: Gretchentragödien. Kindsmörderinnen im 19. Jahrhundert (1770–1870). Sulzbach: Ulrike Helmer, 2016, 254 S., Ill.

OEHME-JÜNGLING, KAROLINE: Volksmusik in der Schweiz. Kulturelle Praxis und gesellschaftlicher Diskurs. Münster: Waxmann, 2016 (culture: Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 7), 296 S.

PICARD,JACQUES ET AL. (Hg.): Grenzen aus kulturwissenschaftlichen Perspektiven. Berlin: Panama Verlag, 2016, 360 S., Ill.

RAU, ALEXANDRA: Alltag Flaschensammeln. Ethnographie einer informellen Arbeitspraxis. München: Utz, 2016 (Münchner ethnographische Schriften, 22), 130 S.

RIEKEN, BERND (HG.): Erzählen über Katastrophen. Beiträge aus Deutscher Philologie, Erzählforschung und Psychotherapiewissenschaft. Münster: Waxmann, 2016 (Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, 16), 288 S.

SPARACIO, FELICIA: Pendeln im Alter. Eine Fallstudie zu transnationaler Migration zwischen Deutschland und der Türkei. Diss. Tübingen 2014. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2016 (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 119), 292 S.

UHLIG, MIRKO: Schamanische Sinnentwürfe? Empirische Annäherungen an eine alternative Kulturtechnik in der Eifel der Gegenwart. Münster: Waxmann, 2016 (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 13), 560 S., Ill.

WILNER, SARAH ET AL. (HG.): Doing History. Performative Praktiken in der Geschichtskultur. Münster: Waxmann, 2016 (Edition Historische Kulturwissenschaften, 1), 268 S.

ZIMMERMANN, HARM-PEER ET AL. (HG.): Kulturen des Alterns. Plädoyers für ein gutes Leben bis ins hohe Alter. Frankfurt am Main: Campus, 2016, 420 S., Ill.